



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 135.

Dienstag, 12. Juni.

1928.

(7. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Heinz Alfred von Voern.

4. Kapitel.

„Hierher, Luz, hierher!“

Lühe piffte schrill auf den Fingern, aber der Deutschkurzhaarige stand wie angemauert vor dem Brombeer-gestrüpp.

„Na, zum Donnerwetter, was hat der Rötter denn, nur sicher wieder ein Karnickel!“

Förster Unger, der Jochen nach der neuen Anpflanzung begleitet hatte, ging quer durch den Bestand.

„De, Luz, schonel!“

Der Hund regte und rührte sich nicht, Unger bog die Kanten beiseite.

„Gnädiger Herr, hier liegt ein Reh!“

„Ein Reh? Verendet?“

„Ja, offenbar gewildert, ein Bock, die Krone ist ausgefällt!“

„Warten Sie mal, ich komme gleich!“

Jochen kam mit langen Schritten näher.

„Weiß der Himmel, so eine Gemeinheit, das ist nun der zweite Fall innerhalb von acht Tagen, lassen Sie mal sehen, abgezielter Blattschuß, ganz kleines Rasliber, könnte aus 'nem Leching oder Winchesterbüchsen stammen!“

Der Förster zog das Stild an den Läufen heraus und drehte es auf die andere Seite.

„Glaube ich kaum, dazu ist der Ausschuß zu groß, man kann ja beide Häufte hineinstecken, wird wohl 'n Teilmantel- oder Hohlspitzgeschloß gewesen sein, vielleicht aus 'nem Mannlicherkarabiner.“

Lühe zuckte die Achseln.

„Mag sein, das ist ja Nebensache, wenn wir nur wüßten, wer hier so unglaublich frech wildert, es muß jemand sein, der mit der Vertiklichkeit ganz genau Bescheid weiß.“

„Helm?“

„Ach nee, das glaube ich nicht, so viel Schneid traue ich dem Kerl nicht zu, und woher sollte er auch eine so teure Waffe haben? Außerdem, Helm hätte das Wildbret sicher nicht liegen lassen!“

„Dann muß es jemand sein, der aus Passion, nur der Trophäe wegen, wildert!“

„Ja, das kann schon stimmen, wissen Sie noch, vor 'n paar Jahren passierte so 'n Ding im Wildpark Moritzburg, irgend 'n Fabrikant aus Dresden oder so 'rum kam nachts, bei Mondschein, mit 'nem Automobil an die Fütterungen, schoß den stärksten Schauler aus dem vertraut äsenden Rudel heraus, schlug das Geweih ab und heidi! — ging es mit achtzig Pferdekraften wieder heimwärts. Tolle Sache, hat fast ein halbes Jahr gedauert, bis der Kerl abgeklappt wurde!“

Unger fraute sich den Kopf.

„Da könnten wir freilich lange suchen!“

„Na, hier liegt die Geschichte wohl einfacher, was meinen Sie, wie wär's, wenn wir mal eine große Razzia abhielten, übermorgen haben wir Bollmond, ich werde nachher gleich an die beiden Grafen Steinrück, den alten Herrn und den Demminer, sowie an den Forstmeister schreiben, und sie bitten, ihr Personal an der Streife teilnehmen zu lassen, da müßte es doch mit

dem Teufel zugehen, wenn wir den oder die Halunken nicht erwischen sollten!“

Der Förster machte ein verlegenes Gesicht.

„Gnädiger Herr verzeihen, davon möchte ich abraten!“

„Weshalb denn?“

„Ja, ich will natürlich niemand verdächtigen, aber es wäre doch denkbar, daß der Wilderer gerade unter einem von den nachbarlichen Beamten zu suchen ist!“

„I, — das wäre! Wie kommen Sie denn darauf?“

Unger stockerte mit der Zwingel seines Stodes in dem weichen Boden herum.

„Daß uns die Steinrückel nicht grün sind, wissen der gnädige Herr ja selbst, erst vor 'nem halben Jahr haben sie den Zaun auf zweihundert Meter niedergelegt, —“

„Das vermuten wir, aber zu beweisen war es nicht!“

„Und dann die fortwährenden Beunruhigungen an der Grenze, die beiden Ranzeln, an denen die Leistersprossen durchgesägt waren — — —“

„Ja, ja, ich kenne das ganze Sündenregister, Rehler betet es mir wöchentlich mindestens einmal vor, aber von da bis zum Wildern mit der Schußwaffe, mitten im fremden Revier, ist doch noch ein großer Schritt!“

Unger ließ sich nicht beirren.

„Immerhin, besser ist es, wenn wir sicher gehen!“

„Ich glaube allerdings auch, daß wir den oder die Täter eher unter den Demminern suchen müssen, man soll über seine Kollegen nichts Schlechtes reden, aber die beiden: Hensel und Vorsicht, sind ja gar keine gelernten Förster, nur so 'ne Art Walbläuser, ganze 800 Mark Jahresgehalt, nicht mal 'nen Hasen oder Fasan dürfen sie schießen, geschweige denn 'nen Bock oder gar 'nen geringen Hirsch, bei den Jagden laufen sie bei den Treibern, aber Passion haben sie für zehn, von dem Vorsicht weiß ich, daß er jede Abwurfstange sammelt, und Hensel, na, der soll doch überhaupt schon mal geessen haben!“

Lühe war nachdenklich geworden.

„Hm, am Ende haben Sie nicht unrecht, natürlich können wir nicht ruhig zusehen, wie uns die besten Böcke vor der Nase weggeschossen werden, noch dazu hier, wo der Achtzehnder ganz in der Nähe steht. Ich muß heute sowieso zum landwirtschaftlichen Abend nach Adrow, da kann ich gleich mit Wachtmeister Schröter sprechen, wenn dann noch Sie, Rehler und Inspektor Bollmar an der Streife teilnehmen, sind wir fünf Mann, zwei an die Steinrückel, zwei an die Demminer Grenze und der Wachtmeister an die Selchower Ede, das müßte genügen.“

„Das würde wohl das Beste sein, dann will ich mal den Bock hier mitnehmen, zum Verblüden ist er zu schade, das gibt 'ne kleine Abwechslung für die Hunde.“

„Gut, aber sprechen Sie nicht über die Sache, es ist manchmal komisch, die, für die es am wenigsten bestimmt ist, hören zuerst davon, und sagen Sie Rehler und dem Inspektor, daß sie morgen abend um 7 Uhr bei mir sein sollen, vor acht brauchen wir doch nicht loszugehen.“

„Jawohl, werde es pünktlich ausrichten!“

Silberschimmernde Fäden zogen durch die Luft und legten sich um die Stämme der Kirschbäume, die an beiden Seiten die nach Ustrow führende Landstraße flankierten.

Auf einem Schlehdornstrauch am Wegrand saß eine kleine Goldammer und sang ihr schlichtes, anspruchloses Liedchen: „Zi—zi—zi—zi — hab' dich so lieb — lieb!“

Kein Wölkchen trübte den blaßblauen Himmel, und ein leiser Windhauch strich über das Salmenmeer des altgoldfarbenen Weizenfeldes.

Lühe ließ seinem Vollblüter Zeit, hart klapperten die Hufe des Pferdes auf der ebenen, ausgetrockneten Straße.

Ein Gesperre winziger, braungelber Rebhühner huschte über den Weg, von irgendwoher klang das Dengeln einer Sense, und im Roggen rief eine Wachtel ihr „Pia—werid! — Pia—werid!“

Allmählich gingen die Felder in braunes, sandiges Heidefeld über, ein blauroter Schimmer lag über dem Olivgrün der Stauden, die Erika blühte, und Tausende von jummenden Insekten umschwirrten die kaum erscheinenden Blütenkelche.

In bläulichem Dämmer hob sich vom Horizont wie eine Wand der staatliche Forst ab.

So einsam war es hier, so still und feierlich.

Jochen von der Lühe atmete tief auf, eine weiche, träumerische Stimmung überkam ihn. Wieder und immer wieder, wo er auch ging und stand, lehrten seine Gedanken wie unter einem Zwange zu dem Abend in Glenzig zurück. Eigentlich hatte er schon am folgenden Nachmittag in Steinrück Besuch machen wollen, aber das hätte womöglich ausgefallen, als wolle er sich aufdrängen, und dann, — er war aus Hertha nicht klug geworden.

Noch einmal rief er sich alle Einzelheiten ins Gedächtnis zurück. Sie war frisch und lebenswürdig gewesen, der gute Kamerad von ehemals, gewiß, aber mehr auch nicht! Und das Lied? Hatte sie es absichtlich herausgesucht, war es ein Zufall?

„Es war einmal!“ Das klang beinahe wie eine Ablehnung, es war — aber das Gewesene ist nicht mehr, — nein, er wurde nicht klug aus dem Mädell!

Und allgemein in der Nachbarschaft hieß es, sie würde ihren Vetter heiraten, vielleicht war sie schon heimlich verlobt, denn wenn Kurt Steinrück seiner Sache nicht sicher gewesen wäre, würde er sich auffälliger um sie bemüht haben.

Lieber Himmel, der Demminer, schön war er ja nicht und über seine sonstigen Eigenschaften konnte man geteilter Meinung sein, aber schließlich, er erbte später einmal Steinrück, hatte von Haus aus ein sehr ansehnliches Vermögen und würde in der Gesellschaft eine erste Rolle spielen, das konnte ein junges Mädchen schon reizen!

Freilich, Hertha würde sich nie und nimmer verkaufen, die kühle, stolze Hertha schenkte sich nur dem Mann, den sie liebte, wenn sie überhaupt einer Leidenschaft fähig war.

Eigentlich hätte man es annehmen müssen. Als Kind konnte sie oft jähzornig sein und dann wieder so weich, so hingebend.

Und damals, am „Langen Bruch“, Lühe sah wieder ihre dunklen, blickenden Augen auf sich gerichtet, in jenem Augenblick hatte sie ihn gehaßt, leidenschaftlich gehaßt, aber — Haß und Liebe sind Geschwister, und „wem nie von Liebe Leid geschah, geschah von Lieb' auch Liebe nie!“

Ein halbverwehter Schrei, dröhnender, regelloser Hufschlag, der Wallach spitzte die Ohren und schnaubte aufgeregt durch die Rüstern, Jochen fuhr aus seinen Traumereien empor.

Und schon kam es heran über die Heide, wie ein Phantom, ein Rappe mit flatternder Mähne und schleifendem Trensenzügel, Schaumflocken sprühten um das Gebiß, wild schlugen die Hufe den Boden, und auf dem nach links verrückten Sattel hing mehr als sie sah eine Frauengestalt im langen, dunkelblauen Reitkleid, — Hertha!

(Fortsetzung folgt.)

Schenken.

Schenke groß oder klein,

Aber immer gediegen.

Wenn die Bedachten

Die Gaben wiegen,

Sei dein Gewissen rein.

Schenke herzlich und frei.

Schenke dabei

Was in dir wohnt

In Meinung, Geschmack und Humor,

So daß die eigene Freude zuvor

Dich reichlich belohnt.

Schenke mit Geist ohne List.

Sei eingedenk,

Daß dein Geschenk

Du selber bist.

Joachim Ringelnatz.

(Vorabdruck aus dem demnächst erscheinenden Gedichtbande „Allerdings“ von Joachim Ringelnatz, mit besonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin.)

Im Todeskampf mit der Kobra.

Die Manguste — als Rächerin der Menschen und Tiere

Die Manguste, bei uns in Europa sehr wenig bekannt, ist der gefährlichste Feind der unzähligen Schlangen Indiens. Sie gehört zu den Raubtieren, sieht aus wie ein Miesel oder eine Otter und wird bis 65 Zentimeter lang. In vielen Gebieten Indiens, wo die Schlangen als die tatsächlichen Beherrscher des Landes angesehen werden können, wo jedes Jahr Tausende und Abertausende von Menschen ihren giftigen Bissen erliegen, ja selbst Panther, Leoparden und andere große Raubtiere von ihnen getötet werden, gilt die Manguste als wahre Wohltäterin und Rächerin der Menschen und Tiere. Deshalb wird sie von den Eingeborenen als ein heiliges Tier betrachtet und massenweise gezüchtet!

Die Manguste tötet die Schlangen weniger aus Hunger, als vielmehr aus reiner Kampflust und selten kommt es vor, daß sie nach errungenem Siege die Schlange zu vertilgen beginnt. Die Jagd nach Schlangen bedeutet für die Manguste etwas wie eine innere Notwendigkeit, die ihr von der Natur in weiser Bestimmung verliehen worden ist. Unzählige Schlangen werden von ihr jedes Jahr in den indischen Dschungeln getötet. Wenn ihr Kampfesruf — ein schriller kurzer Pfiff — ertönt, flüchten panikartig alle Schlangen. Doch zu spät, denn die Manguste weist nur kurz vor ihrem Angriff. Ihr Opfer ist dann so gut wie verloren, denn im Kampfe mit diesem kleinen unscheinbaren grauen Tierchen ist auch die größte Schlange machtlos. Ihr gegen den Kopf der Schlange gezielter Biß ist tödlich. Und nur in den seltensten Fällen unterliegt die Manguste den giftgefüllten Fangzähnen oder der gefährlichen Umschlängung des Reptils.

Reisende, die Gelegenheit hatten, die Städte Indiens zu besuchen, erzählen alle von den spannenden und recht widerwärtigen Kämpfen zwischen Schlangen und Mangusten, welche die indischen Beschwörer auf offener Straße verankalteten. Die Gewandtheit, mit der sie die riskantesten Dinge vorführen, ist erstaunlich. Die Sicherheit in ihrer Kunst erlaubt es ihnen gar, mit Schlangen zu arbeiten, denen die Giftzähne vorher nicht ausgezogen worden sind. Die ausschlaggebende Rolle bei diesen Kämpfen spielt immer die Flöte, deren langgezogene melancholische Töne bei den Schlangen oft Wunder wirken. Es ist vorgekommen, daß diese gefährlichen Reptile, unter dem ständigen Spiel der Flöte, sich am Körper des Inders hochgewunden und um seinen Hals geschlängelt haben, ihm dabei nicht das geringste Leid zufügten und sich schließlich, ebenso zahm und gehorsam, wieder in ihren Korb zurückbegaben. Auf diese faszinierende Melodie der Flöte, welche auf die Schlangen einen unüberwindlichen Bann ausübt, verlassen sich die indischen Schlangenbeschwörer und Fakire auch bei ihren Kampfvorfürungen zwischen Mangusten und Schlangen: nach einem fesselnden Kampf, wenn das erwartete Ende nun jeden Augenblick zu kommen scheint, ertönt eine langgezogene melancholisch-klingende Melodie und man sieht die Schlange sich ergeben in ihren Korb hineinwinden.

Die Entscheidung, den Schluß- und Endkampf bekommt man nämlich nur selten zu sehen, denn schließlich sind den Leuten die Tiere für solche Zwecke zu kostbar. Diese interessanten und spannenden Schaukämpfe bleiben meistens nur das, was sie sind — Vorfürungen geschickter Gaukler und Beschwörer; sie geben uns lediglich einen Vorbegriff jener wirklich erbitterten Tierkämpfe in den Dschungeln, bei denen

es weder Beschwörer noch Flöten noch mitleidige und mitleidende Menschen gibt. Einen solchen verzweifeltsten Kampf im Urwald schildert der englische Arzt und Naturforscher Dr. Taylor, der sich lange Zeit in den indischen Dschungeln aufgehalten hat und dem es gelang, aus nächster Nähe Zeuge eines erbitterten Ringens zwischen einer Manguste und einer großen Kobra zu sein. Dieser Kampf zeigt uns den ungeheuren Mut, die Gewandtheit und die Ausdauer dieses kleinen tapferen Tieres in anschaulicher Weise.

„An einem heißen Aprilmorgen hatte ich Gelegenheit“ — erzählt Dr. Taylor, „dem Kampfe zwischen einer großen, ausgewachsenen Kobra, die über 6 Fuß lang war und einer kleinen, ganz jungen Manguste, beizuwohnen. Dieser erbitterte Kampf auf Leben und Tod, der über eine halbe Stunde dauerte, zeigte mir, auf welche außerordentliche Weise sich die Kobra zu verteidigen pflegt. Die Kobra lag zusammengekrümmt unter einer Dattelpalme und wärmte sich an den Strahlen der Morgensonne, als die Manguste, von ihrem Nachtraub zurückkehrend, die Schlange erblickte. Ohne sich zu besinnen, nahm das kleine Tier den Kampf mit dem gefährlichen Gegner auf. Sie sprang sofort dem Reptil ins Gesicht — kam aber um den Bruchteil einer Sekunde zu spät und erreichte nicht mehr den Kopf ihres Feindes. Pfeilschnell drehte sich nun die Schlange um und blieb einen Augenblick unschlüssig liegen.“

Oft kommt es vor, daß die Schlange von der Manguste sofort getötet wird, wenn sie beispielsweise nach reichlichem Mahle, in der Verdauung liegend und faul, nicht gleich zur Verteidigung schreitet. Dies jedoch schien hier nicht der Fall zu sein, denn schon bewegte sich die Kobra, blähte sich auf und griff mit blitzhafter Schnelligkeit die kleine Manguste an, die nur mit äußerster Not dem tödlichen Stich ihres giftgefüllten Fangzahnes entgehen konnte. Da die Kobra beim Kampf stets zusammengekrümmt liegen bleibt, pflegt sie sich nur mit der oberen Hälfte des Körpers zu verteidigen. Die Bewegungen ihres Oberkörpers sind aber derart schnell und elastisch, daß ihnen das menschliche Auge kaum folgen kann. Diese Haltung und die ständigen intensiven Bewegungen der Schlange sind indessen von der Natur nur für Kämpfe von kurzer Dauer berechnet worden. Bei einem längeren anstrengenden Kampf ermattet die Kobra zusehends. Das fühlte die Manguste wohl instinktiv und deshalb änderte sie nun ihre Kampfart: sie umkreiste von nun an ununterbrochen die Schlange und zwang sie auf diese Weise immer in Bewegung zu sein. Immer wieder sprang die Manguste vor, überprang geschickt die vor Mut zischende Schlange nach allen Seiten und verlegte sie dabei dauernd mit ihren scharfen Krallen. Der Körper des Reptils war bald von klaffenden Wunden bedeckt. In ihrem verzweifeltsten Todeskampf versuchte die Schlange immer wieder vergebens, die Schläge ihres unbarmherzigen Gegners abzuwehren, doch ständig entschlüpfte ihr auf Haaresbreite der kleine Körper der Manguste. Die geringste zaghafte und unsichere Haltung hätte sie rettungslos in die Gewalt der Schlange gegeben, aber ihre außerordentliche Furchtlosigkeit und Schnelligkeit retteten sie stets wieder und zwangen gleichzeitig die Schlange ununterbrochen in Bewegung zu bleiben. Allmählich ließen ihre wütenden Bemühungen, wenn auch kaum merklich, nach. Die Manguste verdoppelte dagegen ihre Energie. Zwanzig-, dreißig-, hundertmal umkreiste sie rasend die zermürbte Schlange. Ein Spiel auf Leben und Tod. Sie verfehlte nie, verrechnete sich niemals in der Entfernung, sprang geschickt und sicher.

Und dann holte sie zum Endkampf aus. Plötzlich — mit einem langen Satz sprang die Manguste zur Seite und erreichte mit erstaunlicher Genauigkeit den Rücken der Kobra. Kaum 5 Zentimeter vom Kopfe entfernt, biß sie sich in den Hals der Schlange ein, ihre Krallen tief in das weiche Fleisch grabend. Nur eine Sekunde war die Schlange nicht auf ihrer Hut gewesen, nur einen Moment hatte sie mit der Verteidigung gezögert, doch diese Sekunde hatte der Manguste vollaus genügt, um den entscheidenden Sprung zu wagen. Nun saß sie fest und biß sich immer tiefer in das wütend um sich schlagende Opfer hinein. Zischend, vor Schmerzen sich windend, warf die Kobra in der Verzweiflung ihren Kopf hin und her und versuchte mit allen Mitteln, sich von der Umklammerung der Manguste zu befreien. Sie wälzte sich am Boden, rollte sich zusammen, um dann wieder ferkengerade in die Luft zu schießen, vollführte die unglaublichen Verrenkungen und Windungen, preßte die Manguste mit aller Gewalt gegen den riesigen Stamm der Palme. Vergeblich! Der mutige kleine Gegner hielt auf ihrem Rücken standhaft alle Schläge aus. Ja, je mehr die Schlange sich bemühte, ihren Feind von sich zu schütteln, desto tiefer gruben sich die Zähne der Manguste in das Fleisch der Kobra ein. Der entsetzliche Kampf ging zu Ende. Noch ein Sprung in die Höhe, ein Winden, Zerren und Schlagen, Zischen und Tauchen — — — dann warf sich, ohnmächtig von

den entsetzlichen Schmerzen, der Körper der Schlange schwer zu Boden. Diese günstige Situation erlassend, war die kleine Manguste wie ein Blitz auf den Kopf der Schlange gesprungen und ihre spitzen, langen Zähne bohrten sich tief in das Gehirn der Kobra ein. Der mächtige Körper der Schlange begann rasend zu zucken. Ein letzter, schneller Griff, ein knirschender Biß und die Manguste sprang nun von dem Körper der sich im Todestampf windenden Kobra herunter. Keuchend und abgespannt lag das kühle Tier jetzt am Boden. Geduldig wartete es, bis das Reptil, leblos wie ein leerer Automobilreifen, liegen blieb, um dann stolz und fleischfresser in dem Dunkel des Urwaldes zu verschwinden — — — neuen Abenteuern und Kämpfen entgegen. . . .“

E. Urban.

Nachtmusik.

Gardone.

Nach dem Souper. Promenade am Rai vor den großen Hotels. Die Lichterreihe der Fenster festlich überstrahlt von weißen Bogenlampen, darüber taumelndes Geschwirr der Falter. Unendliche Bläue über dem Silber des Sees, gewölbt bis zu den dunklen Ufern von Sirmione. Ein fugeliger, gelber Mond kriecht langsam über dem Monte Baldo in die schwüle Nacht. Glitzernde Toiletten, weiße Hemdblüster zwischen Lorbeerheden. Gedämpftes Licht aus den Gartenterrassen. Glutaugen der Importen glimmen auf, blauer Rauch zerflattert.

Draußen die bunten Lichter der Boote. Ein Zug schaukelnder Lampions. Gitarren, Mandolinen, helle Tenöre der Serenata. Immer ferner mit den verhallenden Ruder schlägen, dann nur noch bunte Flecke über dem Silber. Dünnes Zirpen. Ein Dampfer zieht lautlos vorbei.

Aus dem Musiksalon Altorbe. Die Revolutionsstube von Chopin. Hinreichend, unbändige Kraft und wilde Drohung. Wie fernes Wetterleuchten in der lauen Nacht. Helle Kleider und Smolings tauchen in das Licht. Beiradete Kellner schieben Hauteuils, schleppen Drinks und Eistübel. Setzt mit Chopin. Die As-Dur-Ballade. Wellen klatschen sanft gegen die Raimauer. Zeitlose, trankene Seligkeit. Applaudierende Hände weiden in die Wirklichkeit, ein älterer Herr trachtet. — Fabelhaft! — Pause. Dann weltverloren: Nocturne Des-Dur. Der warme Nachtwind wirft eine Duftwelle von süßen Asazien in die traumhafte Musik. Eine junge Dame flüstert mit ihrem Nachbar. Er beugt sich über ihre Hand. Der Mond hängt wie eine silberne Paule über dem Monte Baldo.

Draußen sind die Lichter der Boote wieder deutlich. Näher Gitarre, Mandolinen, schaukelnde Lampions, helle Stimmen. Immer näher. Man schließt die Fenster des Musiksalons. Die weißen Hemdblüster wenden sich gegen den See. Setzt mit Serenata. Gelbe, blaue, rote Lichter spiegeln sich nahe im Wasser. Die Boote stehen still. Ein junger Tenor singt Tosca: — Recondita harmonia — — —

Sie rubern weiter. Der laue Wind duftet nach Asazien. Berweht die Stimmen. —

Berlin N.

Ein Biered blaßblauer Nachtmittel. Kantig abgeschnitten wie ein Stück Limburger. Dann vier Etagen hinab grauschwarze, fleckige Hofwände, atemraubende Kulissen vor der nächtlichen Weite, Wächter über Küchengerüche, Muff der Keller, Brodem der Magazine.

Tief unten eine junge Kastanie mit — bei Tag abgezählten — sieben Blütenkerzen. Eine blühende Kastanie im vier Etagen hohen Gefängnis. Ein Maiwunder, unbegreiflicher als der grüne Pilgerstab Tannhäusers. Ein hörbarer Schrei nach Licht, Luft, Sonne:

Sieben Blütenkerzen protestieren gegen die trostlose Enge dieses Zinskasernenhofes!

Wie jeden Abend in der ersten Etage links von 8 bis 10 Uhr lauter gehackte Fingerübungen, im Erdgeschoß rechts ein altes Grammophon. Militärmärsche, Wachparaden, der Traum eines Reservisten. Ab 10 Uhr zweite Etage links der Lautsprecher. Musikalisches Tutti Frutti aus Berlin, Wien, Rom. Jetzt Tosca, hohl über die sieben Blütenkerzen gegen die grauen Wände geschmettert: — Recondita harmonia. —

Drei Dukend Ohren lauschen in die finstere Arena. Silhouetten sehnsüchtiger Küchenmädchen hängen aus beleuchteten Fenstern. Angeregter Flirt bei Muff von Etage zu Etage. Hallender Beifall nach dem „Trompeter von Säckingen“. Als Zugabe Budapest: „Wer euch getraut.“ Mitten hinein das Plärren eines Säuglings, Hundbelläffen, von der Danziger Straße herüber brüllende Bockshörner.

Tief unten die blutarme, junge Kastanie mit den sieben Blütenkerzen. Oben ein Biered blasser Nachtmittel, kantig abgeschnitten wie ein Stück Limburger. — — —

Mario Iro.



Moderner Wohnungscomfort in den Schwalbennestern.

Scheinbar macht sich der Fortschritt, der die Menschen veranlaßt, ihre Wohnungen bequemer und hygienischer einzurichten, auch bei den Vögeln — besonders bei den Schwalben bemerkbar. Sie streben nach Licht und Luft, diese Einsicht veranlaßt sie, ihre „Baukunst“ zu ändern. Vor längerer Zeit beobachtete der französische Forscher Pouchet, daß die Schwalben ihren Nestern eine völlig veränderte Form geben, und sich nicht mehr an die Tradition halten. Früher befand sich ein kleines rundes Loch auf der oberen Seite des Nestes, das eine vollkommen runde Form aufwies. Die Jungen saßen gedrängt, und wenn die Eltern kamen, um sie zu füttern, benahmen sie ihnen alle Luft, so daß die Schwalbenkinder mit dem Erstickenstode zu kämpfen hatten. Die Schwalbe baute ihr Nest an Kirchtürmen, in den Winkeln von alten Schießern und an Ställen. Sie ließ sich durch heftige Geräusche erschrecken, und oft genug waren die Jungen besonders sehr scheu und sehr schüchtern, wenn sie ihren ersten Flug in die Welt machten. Die Beobachtung des französischen Gelehrten, daß auch die Schwalben dem Zuge der Zeit folgen, dürfte für jeden Tierliebhaber von großem Interesse sein. Die Notwendigkeit ergab, daß die Nester eine vollkommen andere Form haben müssen, als sie etwa vor fünfundsechzig bis hundert Jahren gehabt haben, und wirklich, wenn man ein Schwalbennest heute betrachtet, erkennt man an ihm eine ovale Form und anstatt des runden Flugloches eine größere Öffnung, die etwa zehn Zentimeter aufweist. Die Jungen sitzen in dem neuen Nest viel bequemer, sie können hinaussehen und ihre Eltern bereits von weitem beobachten. Dadurch, daß sie in ihrem Nest, wenn sie noch nicht einmal fliegen, die Welt sehen, verlieren sie durch Anschauen des gewohnten Bildes ihre Schüchternheit und scheue Art. Sie bekommen Licht und Luft und gedeihen dadurch weit besser, als es früher der Fall gewesen. Es ist nicht zum erstenmal, daß die Schwalbe es für nötig befunden hat, sich den veränderten Umständen anzupassen. Sie besitzt unter allen Vögeln nämlich das größte Anpassungsvermögen und zweifellos eine bedeutende Intelligenz. Sie hat ihren Wohnsitz, da wo er zugänglich war, verlegt. Von Kirchen und Ruinen ist sie, gleich dem Menschen, mehr und mehr in die Stadt gezogen. In der modernen Zeit nistet sie an belebten Wohnhäusern, sogar an Fabriken, überall dort, wo sich tätige Menschen aufhalten. Wahrscheinlich ist sie aus dem Grunde dazu gelangt, als Glücksbringer angesehen zu werden. Man sagt ihr nach, daß in einem Hause, in dem die Schwalbe gern nistet, Kindersegen und Reichum dauernd bleiben sollen. Auch das Eheglück, so wird behauptet, sei durch die Anwesenheit des Schwalbepaares verbürgt. Treu, wie die Schwalben, bleiben einander die Eheleute; denn, was wenig bekannt ist, das Schwalbennest findet sich, um dauernd zusammen zu bleiben. Die Ehe wird bei ihnen niemals freiwillig geschieden, der Schwalbenmann liebt seine Schwalbenfrau bis an das Ende seines Lebens und vermählt sich mit keiner anderen Schwalbin. Wissenschaftlich gesprochen darf man also sagen, daß die Schwalben in Monogamie leben, kein Wunder, wenn sie als Symbol des Glückes und der Treue angesehen werden. v. Sch.

Wirtschaftliches von der Heidelbeere.

Nach Gegenden und ihren verschiedenen Witterungsverhältnissen setzt die Beerenreife gegen Ende Juni ein; die Sträucher blühen aber immer wieder von neuem, und so reifen ihre Früchte bis spät in den September hinein. Die Haupterntezeit mit den saftigsten, schmackhaftesten und schönsten Beeren fällt in die Zeit von Mitte Juli bis Mitte August, wo tausend fleißige Kinderhände Gelegenheit haben, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Wo jetzt soviel Kinder draußen in der Sommerfrische sich befinden, werden die Heidelbeerwälder von ganzen Scharen Sammelnder bevölkert; pflichtet ein Erwachsener den Tag bis 25 Pfund Beeren, so kann ein fleißiges Kind es bis zu zwei Drittel dieser Menge bringen. Zu diesem Zwecke werden die Früchte in Mengen von 6 bis 8 Pfund in kleine, längliche, gleichmäßig große Spantörbe verpackt und zum Schutz mit Farnkraut umgeben. Die Heidelbeeren sind eine sehr empfind-

liche, leicht verderbliche Ware; die hannoverschen Heidelbeeren halten sich nicht länger als drei Tage; die schlesischen Beeren halten sich bis zu sechs Tagen; am ausdauerndsten sind die pommerischen Beeren. Die großen Konservfabriken verarbeiten Hunderte von Zentnern Beeren und halten sie wohl leicht nur bereit für Deereszwede. Aber sie ist auch in der Hausmannsküche als Koch- und Einmachefrucht sehr beliebt; man bereitet aus ihnen Suppen, Schmorobst, Dickfläse, Mus und Obstschmieren und verwendet sie für Badzwede; man dreht den Saft und benutzt sie zur Weinfärbung; auch trocknet man sie; in diesem Zustande ist sie ein ausgezeichnetes Mittel gegen Durchfall und Ruhr. In dem Bezirk Hannover sowie in den dortigen vielen eigenen und Gemeindeforsten rechnet die durchschnittliche Ernte bis auf 30 000 Zentner im Werte von über einer halben Million Mark. Die Waldungen des kaiserlichen Jagdgebietes, die Gohde im Sandbörcher, die meilenweiten Forsten der Raublammer, des Münsterlagers, bei Unterlüß, Bremen, Ilzen und Fallingeböfel ergeben reiche Ernte. Ebenso bestanden pommerische und schlesische Waldungen unübersehbare Flächen von stark fruchtbaren Heidelbeersträuchern. In den übrigen deutschen Wald- und Heidegebieten kommen Heidelbeersträucher nur als gelegentliche Unterholzpflanzen vor in mehr oder weniger arden geschlossenen Beständen.

25 Jahre Frauenpolizei in Deutschland.

Die Einrichtung der Frauenpolizei, die jetzt bei uns bereits große Verbreitung gefunden hat, ist durchaus nicht so neu, wie man allgemein glaubt, denn sie konnte bereits am 1. Mai d. J. das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens feiern. Schon im Jahre 1903 wurde in Stuttgart die erste Polizeifürsorgerin amtlich angestellt, womit die Arbeit der Frau im Polizeidienst offiziell begründet wurde. Diese Einrichtung hat sich so gut bewährt, daß sie schon in kurzer Zeit eine weite Verbreitung fand. Es wird heute interessieren, daß bereits im Jahre 1910 15 Frauen in der Polizeipflege tätig waren. Gegenüber den heutigen Verhältnissen ist diese Zahl natürlich noch sehr gering. Man muß aber bedenken, daß damals die Stellung der Behörden zur Beschäftigung von weiblichen Beamten ganz anders war als heute, denn im allgemeinen herrschte eine große Abneigung dagegen, Frauen in Ämter einzusetzen, die eine große Verantwortung, Energie und Objektivität erfordern. Man ging damals noch von der Ansicht aus, daß diese Eigenschaften hauptsächlich den Männern zieren. Trotzdem hatte es sich erwiesen, daß Frauen in bestimmten Fällen, wie z. B. bei der Beaufsichtigung von Jugendlichen, bei der Betreuung von sittlich verwahrlosten Mädchen, bei der Beratung von Verführten viel segensreicher wirkten als Männer. So kam es, daß bereits im Jahre 1913 die Anzahl der in der Polizeipflege tätigen und beforderten Frauen auf 23 angewachsen war. Dazu kamen noch 478 weibliche Beamte, die mit der Armen-, Waisen- und Säuglingspflege betraut wurden und auf diese Weise auch gewissermaßen polizeiliche Funktionen ausübten. Im Jahre 1915 hatte sich die Anzahl der Polizeifürsorgerinnen bereits auf 36 und die Zahl der Armen- und Waisenspflegerinnen auf 609 erhöht. Mit der Ausbreitung des Frauenstudiums ist besonders nach dem Kriege die Beschäftigung der Frau im Polizeidienst nicht nur stark angewachsen, sondern sie ist auch in Vertrauensstellungen eingesetzt worden, die bisher nur den Männern vorbehalten waren. Im Jahre 1925 wurde bereits in Frankfurt a. M. das erste Frauenkommissariat errichtet, das hauptsächlich für Verbrechen, die von Frauen begangen wurden, bestimmt war. Heute gibt es bereits eine große Anzahl derartiger Frauenkommissariate, ja sogar bereits Polizistinnen in Uniform.

Praktische Winte.

Kostlosläufer und Abtreter reinigt man selbst, indem man vier Hände voll Panamaspäne mit einem Eimer Wasser aufgibt, und über Nacht stehen läßt. Der Vorleger oder die Matte wird nun mit einer in die Flüssigkeit getauchten groben Scheuerbürste strichweise stark und gründlich abgerieben, und mit kaltem Wasser sofort nachgespült. Sie erhalten nach dem Trocknen ihre ganze frühere Frische und Ansehnlichkeit wieder.